



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Ophir-Problem oder das Goldland des Altertums.

Sollte ich mich noch länger vor ihnen fürchten? Hatte ich nicht gestern in geheimnisvoller Rede gehört, ich sollte fortan ihr König sein? Ein Wolfskleid trug ich bereits, und so fing ich denn plötzlich zu heulen an wie ein Wolf. Als Antwort erscholl ein entsetzliches Geheul all der 363 Wölfe. Fürwahr, sie verstanden mich und begrüßten mich als ihren König! Auf ein Zeichen von mir kamen sie näher und beledeten mir Hände und Füße. Einer wagte es dabei, nach dem Toren zu schnappen. Ich verwies es ihm; er wich zurück, während die anderen ihn knurrend verfolgten. Richtig, es fehlte nichts! Meine getreuen Untertanen verstanden mich und folgten mir auf den Wink. Auf ein zweites Zeichen liefen sie alle zurück in den Wald. Ich kam nun mit meiner teuren Bürde ins Tal herab und näherte mich dem Fluß. Doch genug für heute! Es ist Zeit zum Schlafen; morgen, Umschlupoganaas, will ich dir meine Geschichte zu Ende erzählen. (Fortsetzung folgt.)

Das Ophir-Problem oder das Goldland des Altertums.

Von W. Heng.

Gold, das gleichendste, edelste aller Metalle ist von altersher der Inbegriff alles Kostbaren. Es ist der Schmuck der Könige, der Stolz der Reichen, die Sehnsucht der Armen. Ein goldreiches Land war und ist noch heute das Ziel zahlloser Abenteurer, denen es ein Leben voll ungeahnter Genüsse, voller Wohlleben und Glanz vorgaukelt. Zwei Länder waren es, die von jeher als die vorzüglich goldreichen galten, nämlich Ophir und Eldorado. Außer dem ihnen zugeschriebenen fabelhaften Reichtum hatten diese beiden Länder bis in die neueste Zeit auch noch das gemeinjam, daß sie als geographische Begriffe unfaßbar waren. Gehörte Ophir dem Altertum an, so tauchte das zweite erst in der neueren Zeit auf. Das letztere war in der neuen, jenes in der alten Welt zu suchen. Besonders Eldorado war mit einem jabolhaften Schleier umgeben, hinter dem man Schätze vermutete, die nur von dem überbrannten Wunderglauben in dem Zeitalter der Entdeckungen als möglich angenommen, als vorhanden geglaubt werden konnten. Jemandwo im Primocogegebiete sollte das goldene Königreich liegen; aber gleich einer schimmernden Zata Morgana äßte es alle, die ihm in heißer Sehnsucht nachjagten. Immer tiefer zog es sich in das Innere der Urwälder Venezuelas zurück. In den unzugänglichsten Teilen des Parimegebirges sollte es endlich sein letztes Heim finden, bis es sich vor den kritischen Blicken der Forscher in eitel Dunst auflöste. Eldorado ist verschwunden — es hat nie bestanden. Und wenn in jenen Gebieten auch heute beträchtliche Goldmengen gefunden werden, so muß man sie auf höchst nüchterne Weise aus der

Tiefe des Bergwerks heraufholen und dann mühsam aus dem Erz gewinnen. War Eldorado etwas Unbekanntes, dem man nachjagte, bis es als ein äffendes Phantom verschwand, so stehen die Nachrichten über Ophir, das Goldland der Alten, auf realem Boden. Es ist außer Zweifel, daß dieses Land tatsächlich existiert hat und natürlich auch noch vorhanden ist, ferner, daß es reich an Gold war. Wir wissen, daß David und Salomo, daß die Königin Bilkis von Saba, des letzteren Freundin, ferner daß Phöniker und Ägypter von dort große Mengen Gold holten; denn das Land Punt der Ägypter ist zweifelsohne mit Ophir identisch, bloß wo dieses Wunderland zu suchen sei, das wissen wir nicht. Im Altertum war es so allgemein bekannt, daß es einer besonderen Lagebezeichnung nicht bedurfte, so wenig wie jetzt etwa Kalifornien. Diese Kenntnis ist aber später nach dem Aufhören der Ophirfahrten verloren gegangen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus verlegte Ophir nach Indien, und seitdem wurde dieses Land bis in neueste Zeit mit dem alten Goldlande identifiziert. Indien war das Wunderland voller Reichtümer aller Art, wo also sollte man Ophir anders suchen? Und so wird denn in Lehrbüchern der Geschichte, die kaum 20 Jahre alt sind, immer noch Indien als das zweifellose Ophir bezeichnet. Man schrieb es kritiklos nach, ohne sich darum zu kümmern, ob die behauptete Tatsache auch der Wirklichkeit entspräche. In der Bibel werden 1. Könige 10, 21 und 22 als Produkte des fernen Wunderlandes aufgezählt: Gold, Silber, Eisen-



Abb. 1. Der Hügel von Zimbabue.

bein, Affen und Pfauen. Es ist allerdings zweifelhaft, ob die Tuffhügel Pfauen bedeuten, wie Luther übersetzt hat, oder irgend eine andere wilde Hühnerart; doch ist diese Frage belanglos. Die Hauptsache bleibt das Gold, und von diesem kostbaren Metalle wurden ganz gewaltige Mengen nach den heimischen Häfen gebracht. Es wird nämlich berichtet, daß von einer einzigen Fahrt allein 420 Kiffar Gold zurückgebracht wurden, das sind 71.892 Kilogramm im Werte von etwa 34 Millionen Mark. Erste Chronika 30, 4 lesen wir, daß David für den Tempelbau rund 3000 Kiffar

Gold gesammelt habe, also 1,260.000 Kilogramm im Werte von fast 250 Millionen Mark. Solche gewaltige Mengen lassen sich aber nicht durch Waschungen und alluviale Lagerstätten gewinnen, um so mehr, da doch die Phöniker auch ihr Gold von dort her holten, ebenso die Ägypter und Südaraber. Es muß also in dem fraglichen Goldlande ein starker bergmännischer Betrieb geherrscht haben. Sehen wir uns daraufhin Indien einmal etwas näher an.

Als die Abendländer den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatten, holten sie von dort große Mengen Waren der verschiedensten Art, besonders kostbare Ge-

und ist es niemals gewesen. Auch noch andere Gründe sprechen dagegen, in Indien Ophir zu suchen. Wie aus den Berichten der Bibel entnehmen, handelt es sich um ganz gewaltige Mengen des kostbaren Metalls, die nur durch rationelle bergmännische Schürfung zu erlangen waren. Nun war aber das Indien der alten Welt von einer zahlreichen arabischen Bevölkerung bewohnt, die an Kultur den Phönikern und Ägyptern wohl kaum nachstand, den Israeliten aber sicher überlegen war. Außerdem zeigten sich die Arier bei ihrem ersten Auftreten an der Schwelle der Geschichte als ein Volk von hohen kriegerischen Eigenschaften. In

beiden großen Heldengedichten des Mahabharata und Ramayana finden wir ein Volk, das mit größter Heldenmut in blutigen Schlachten miteinander ringt. Wir erfahren von furchtbaren Kriegen, von Taten persönlicher Tapferkeit, die den Kämpfen vor Troja an die Seite gestellt werden können, sie an Bedeutung vielfach übertreffen. Im Verhältnis zu den indischen Kämpfen berührt die vielgerühmte Unternehmung des kleinen Griechenvolkes gegen eine benachbarte Stadt wie ein Sturm im Wasserglase. Wir müssen annehmen, daß die indischen Arier zur Zeit der Ophir- und Punifahrten in dem Zeitalter ihres höchsten Glanzes standen. Und da sollte es ohne weiteres einem kleinen, unkriegerischen Handelsvolke gestattet sein, in ein dichtbevölkertes Land einzudringen, Bergwerke anzulegen und zu unterhalten und

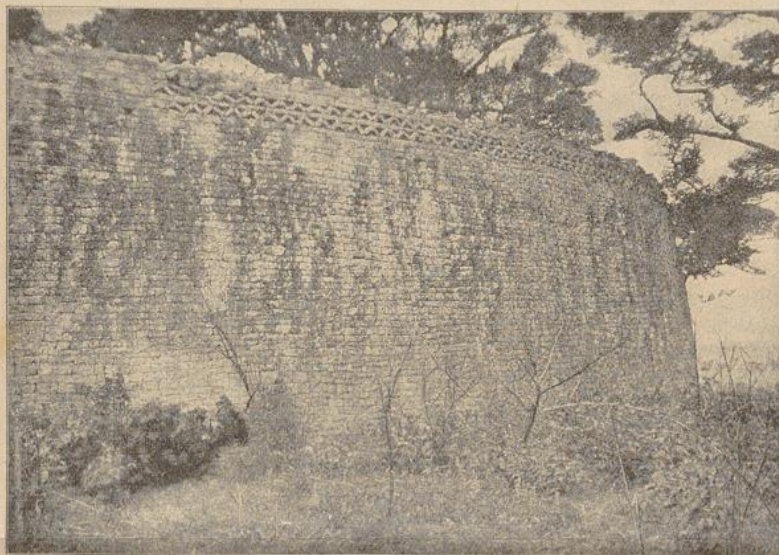


Abb. 2. Südwestwall des elliptischen Tempels mit Mauerfranzverzierung.

würze. Von Gold wird jedoch nichts berichtet. Wenn wir aber sehen, mit welcher Hier die Westindienfahrer nach dem heißersehten Metalle suchten, wie sie die harmlosen Indianer quälten und folterten, um möglichst viel davon zu erbeuten, so können wir doch unmöglich annehmen, daß die Ostindienfahrer aus anderem Holze geschnitten waren, daß sie sich mit Zimt, Pfeffer und ähnlichen Waren begnügt hätten und das kostbare Gold in den Händen der Inder oder im Schoße der Erde gelassen hätten, wenn es dort zu finden gewesen wäre. Wir können also hieraus unbedingt schließen, daß Indien damals weder Gold barg, noch Spuren seiner Gewinnung aufzuweisen hatte. Es ist niemals ein Goldland gewesen. Edelsteine hat man dort ja sehr viele und wertvolle gefunden, aber kein Gold. Wie bereits erwähnt, muß in Ophir ein starker Bergbau auf Gold stattgefunden haben, dessen Spuren unmöglich ganz verwischt sein können; Indien zeigt nichts dergleichen. Wären alte Goldbergwerke vorhanden, so würden sie, selbst wenn sie dem Altertum als erschöpft galten, doch jetzt noch gute Ausbeute ergeben; denn mit unseren heutigen Hilfsmitteln können wir das goldhaltige Gestein noch mit Erfolg bearbeiten, wenn auch nur noch kleine Mengen des edlen Metalles darin enthalten sind. Man hat aber weder Goldbergwerke, noch Spuren von solchen gefunden. Aus all diesem geht hervor: Indien kann nicht Ophir gewesen sein, Ophir kann nicht in Indien gelegen haben; denn es ist kein Gold produzierendes Land

reiche Schätze in Menge wegzuschleppen, deren Wert die eingeseffene Bevölkerung doch eben so gut kennen wie die Fremdlinge? Diese Annahme ist so absurd, daß man nicht begreifen kann, wie sie jahrhundertlang bestand, geglaubt und gelehrt wurde.

Nun wäre es ja möglich, daß die Semiten in Indien als Kaufleute die kostbaren Ophirschätze auf dem Wege des Handels von den dortigen Bewohnern eingetauscht hätten. Allein auch diese Annahme ist unhaltbar; denn was sollten die Phöniker und Israeliten, was die Ägypter den Indern an Tauschwert für die enormen Reichtümer gegeben haben, die sie von dort holten. Indien ist an Schätzen aller Art unendlich reicher als die Heimat der Ophirfahrer, an Fruchtbarkeit übertreibt es dieselben turmhoch. Es ist einfach eine Unmöglichkeit, daß jene das Gold durch Tausch erwarben. Aber selbst wenn wir von dem Gold ganz absehen und nur die anderen Ophirwaren ins Auge fassen, so sprechen auch diese mehr gegen als für Indien. Nächste dem Golde war Elfenbein das kostbarste der Schiffsladungen. Zwar sollte bei dem Reichtum Indiens an Elefanten, der doch im grauen Altertum bedeutend größer als jetzt gewesen sein muß, der Elfenbeinhandel leicht erklärlich sein; allein dem steht die wichtigste Tatsache gegenüber, daß der indische Elefant so wenig und so minderwertiges Elfenbein produziert, daß er heute als Lieferant dieses kostbaren Stoffes so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Die Waren, welche heute den Elfenbeinmarkt beherrscht, kommt aus

Afrika. Der afrikanische Elefant ist der gewaltige Produzent des Elfenbeins. Neben ihm kommt nur noch die walrossartige Wale in Betracht, die von den ausgestorbenen Riesen des Diluviums und der Tertiärperiode, dem Mammut, Mastodon, Dinotherium u. a. herrührt.

Dann liefern noch Walross, Narwal und Flusspferd gutes Elfenbein. Wir können also schließen, daß der Elfenbeinhandel mit Ophir gegen, nicht aber für Indien spricht. Noch ein weiterer Grund spricht gegen Indien. Wir müßten in dem Lande Ophir außer den Bergwerksspuren auch noch irgendwelche andere Reste und Zeugen der ehemaligen Anwesenheit fremder Handelsvölker vorfinden. Drei Jahre dauerte regelmäßig die Abwesenheit der Ophirfahrer. Das deutet auf einen längeren Aufenthalt in dem Lande, wie es ja auch die bergmännische Gewinnung der Metallschätze zur notwendigen Voraussetzung hat. Sie mußten sich also dort für längeren Aufenthalt einrichten. Das letzte dauerhafte Bauten voraus, und wenn wir in der Heimat der Ophirfahrer heute noch reiche Reste ihrer uralten Städte finden, so dürften doch auch in ihrem Ophir nicht alle Spuren von Bauten verschwunden sein. Man könnte man ja einwenden, daß man in der Ferne vielleicht weniger solide und dauerhaft gebaut habe, da es sich für den einzelnen doch immer nur um einen vorübergehenden Aufenthalt handelte. Dem ist jedoch wieder entgegen zu halten, daß die Handelsherren unzweifelhaft als Eroberer, als eine Art Seeräuber auftraten, die sich durch starke festungsartige Anlagen einen sicheren Stützpunkt gründen mußten, von dem aus sie die einheimische Bevölkerung im Schach halten konnten, wohin sie sich in Fällen drohender Gefahr zurückzogen und wo sie ihre gesammelten Schätze sicher aufbewahrten, bis die Schiffe wieder beladen wurden und man die Heimreise antrat.

In Indien hat man jedoch keinerlei Spuren solcher fremden Bauanlagen oder andere Spuren der Anwesenheit von Handels- und Eroberungsvölkern gefunden. Wenn auch mancher vernichtende Kriegs- und Völkersturm namentlich die Länder Vorderindiens

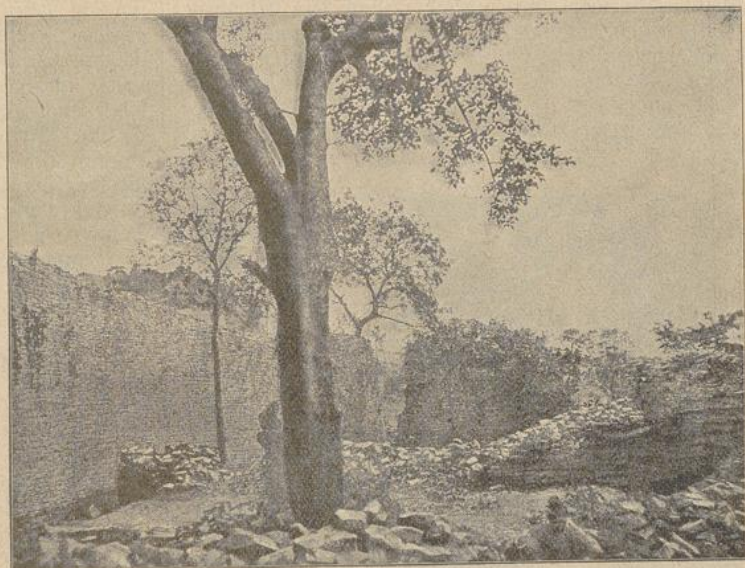


Abb. 3. Umwallung des elliptischen Tempels (Westseite).

durchdraste, so ist doch nicht anzunehmen, daß dadurch alle Spuren weggekehrt worden wären, und das um so mehr, als diese Völkerstürme mehr in den Ebenen Nordindiens als an den Küsten des Südens tobten und diese letzteren kommen doch bei der Ophirfrage in erster Linie in Betracht. Aus diesen Untersuchungen geht das eine klar hervor, daß die jahrhundertelange kritiklose Annahme, daß man das geheimnisvolle Ophir in Indien zu suchen habe, völlig unhaltbar ist. Müßten wir also Indien ausschalten, so fragt es sich, wo wir es denn suchen dürfen? Aus der Bibel wissen wir, daß die jalomonischen Ophirfahrten ihren Ausgangspunkt in der Hafenstadt Gezon-Geber am nördlichen Ende des Meerbusens von Akaba am Roten Meere hatten. Es gab von dort aber nur zwei Wasserwege, nämlich durch das Rote Meer nach dem Indischen Ozean und durch den von dem ägyptischen Pharao Merneptah oder Menephtah um die Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr. angelegten Kanal von Bubastis im Nildelta nach dem Nordende des Meerbusens von Suez. Der letztere Weg sei nur der Vollständigkeit wegen angeführt; denn es ist nicht anzunehmen, daß von Gezon-Geber aus Schiffe durch diesen Kanal zu überseeischen Unternehmungen in das Mittelmeer eingelaufen seien. Es standen zu Fahrten nach Westen außer Joppe und Akko die vorzüglich phönizischen Häfen zu Gebote, man muß also mit aller Bestimmtheit annehmen, daß der Weg

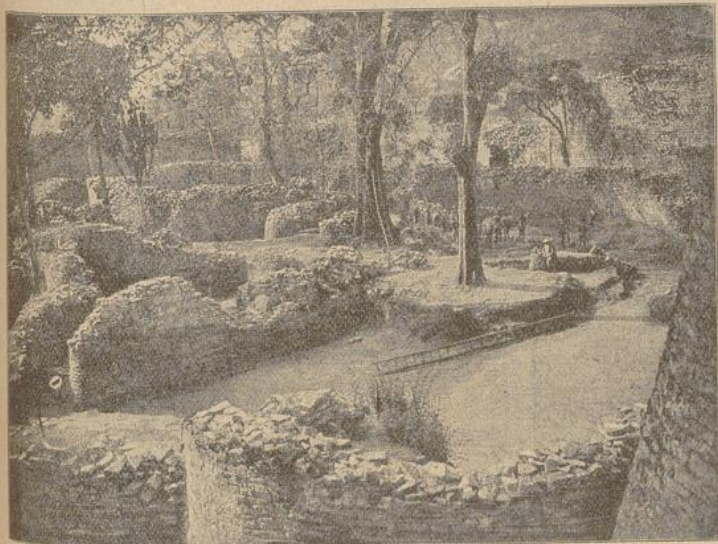


Abb. 4. Inneres des elliptischen Tempels. Ausgrabungsarbeiten auf der Plattform.

gangspunkt in der Hafenstadt Gezon-Geber am nördlichen Ende des Meerbusens von Akaba am Roten Meere hatten. Es gab von dort aber nur zwei Wasserwege, nämlich durch das Rote Meer nach dem Indischen Ozean und durch den von dem ägyptischen Pharao Merneptah oder Menephtah um die Mitte des 14. Jahrhunderts v. Chr. angelegten Kanal von Bubastis im Nildelta nach dem Nordende des Meerbusens von Suez. Der letztere Weg sei nur der Vollständigkeit wegen angeführt; denn es ist nicht anzunehmen, daß von Gezon-Geber aus Schiffe durch diesen Kanal zu überseeischen Unternehmungen in das Mittelmeer eingelaufen seien. Es standen zu Fahrten nach Westen außer Joppe und Akko die vorzüglich phönizischen Häfen zu Gebote, man muß also mit aller Bestimmtheit annehmen, daß der Weg

der Ophirfahrer nach dem Indischen Ozean führte. Wir haben somit in dem Ziel ihrer Reisen eines der Küstenländer dieses Binnenmeeres zu suchen. Indien ist ausgeschlossen, eben so wenig ist an die Sundainseln zu denken; denn es sind ebenfalls keine Goldländer, und man findet dort auch kein Elfenbein. Noch weniger kommt das ferne Neu-Holland in Betracht, dessen große Entfernung schon dagegen spricht. Seine Nordküste ist sozusagen ganz unwirtbar und birgt auch weder Gold noch Elfenbein. Es blieben also nur die Nord- und Westufer des indischen Ozeans übrig. Die ersteren müssen auch ausgeschaltet werden,



Abb. 5. Phönizischer Turm im elliptischen Tempel.

da die Südpfeile Persiens und Belutschistans im großen und ganzen Wüsten sind, aus denen niemand Schätze holen kann. Die den Persischen Meerbusen begrenzenden Küstenländer sind teilweise Alluvialboden. An bedeutende Metallsunde ist dort nicht zu denken, und das wahrscheinlich älteste Kulturvolk der Erde, die Sumerier Südbabyloniens, hätten sicher nicht auf die fremden Seefahrer gewartet, um die Schätze ihres eigenen Landes. Ferner müssen wir noch bedenken, daß die Schifffahrt der damaligen Zeit noch sehr in den Kinderschuhen steckte, und es werden von den unbefähigten, langsamen und primitiven Lastschiffen gar manche den Gefahren der See zum Opfer gefallen sein. Warum sollte also der Handelsverkehr zwischen zwei benachbarten Ländern wie Babylonien und Syrien samt dem angrenzenden Phönicien, der auf dem Landwege in viel kürzerer Zeit gefahrlos zu bewerkstelligen war, den weiten, gefährlichen Weg um die Halbinsel Arabien wählen? Es könnten also nur noch Arabien und Ostafrika in Frage kommen. Betrachten wir zunächst Arabien. Lange Zeit glaubte man, daß die südlichen

Küsten dieser Halbinsel das Ziel der Puntfahrten der ägyptischen Königin Hatschepsut gewesen seien, und daß man diese Reisen mit den Ophirfahrten der Phönizier und Israeliten in Beziehungen brachte, so glaubte man in der Landschaft Hadramaut Ophir zu erkennen. Das ist ganz unhaltbar. Elefanten hat es dort gegeben; Gold wurde allerdings gefunden, aber nur in geringen Mengen, und in der Bibel wird gerade Ophir im Gegenjag zu Arabien genannt. In dem somit auch auszuschalten, so bleibt uns nur noch die Ostküste Afrikas übrig. Da werden wir sehen, daß hierauf alle Anzeichen hinweisen und keines widerspricht. Der Goldreichtum von dem Randgebirge bei Johannesburg bis weit nach dem Norden über den Sambesi hinaus ist allgemein bekannt. Dort ist Gold übergenug vorhanden, um die gewaltigen Summen, welche die alte Zeit aus Ophir entführte, vollständig glaubwürdig erscheinen zu lassen. Daß Afrika die eigentliche Heimat des Elfenbeins ist und auch heute noch der größte Teil der auf den Markt kommenden Ware in den ostafrikanischen Häfen verschifft wird, ist ebenfalls bekannt. Was den Reichtum an edlen Steinen betrifft, so genügt schon der Name Kimberley als Beleg. Endlich sind auch alle anderen Ophirwaren in Ostafrika beheimatet: Affen, Papageien, pflanzenähnliche Hühner und Ebenholz. Die Bevölkerung der tropischen Landschaften steht heute noch auf einer niedrigen Kulturstufe und früher war es sicher nicht anders. Jedenfalls waren den Sambesingern die fremden Kaufleute, welche an ihren Küsten landeten, weit überlegen und es ist einem Kulturvolk noch immer gelungen, sich die Naturvölker dienstbar zu machen, zu dem es in Beziehungen trat. Nur aus einem solchen Land und mit solcher Bevölkerung war es möglich, in regelmäßigen Fahrten und in rationellem Bergwerkstriebe so gewaltige Mengen der gesuchten Kostbarkeiten zu entführen. Schon in der fernsten Vorzeit trieben die Ägypter und die arabischen Sabäer mit Ostafrika einen ausgedehnten Handel. Der Landverkehr der ersteren erreichte in dem äthiopischen Nepata keineswegs sein Ende, wie lange angenommen wurde. Die Bezeugen die Bilder und Inschriften von Theben, welche sogar das vor wenigen Jahren in den Urwäldern der joros aufgefundenen Ophi darstellen. Die Sabäer aber hatten als seefahrende Nation für den Indischen Ozean eine ähnliche Bedeutung wie die Phönizier für das Mittelmeer. Wie diese hatten sie auch dort alle notwendigen Stützpunkte und Handelsniederlassungen. In Gegenden zu beiden Seiten der Sambesimündung waren förmliche Sabäerkolonien und standen unter deren Herrschaft und Verwaltung. Durch sie werden wohl auch die Israeliten von dem reichen Goldlande erfahren haben, da sie ja in engen Handelsbeziehungen zu Land mit denselben standen und freundschaftlichen Verkehr pflegten. Möglicherweise hatten sie die förmliche Erlaubnis zu Schürfungen dort erlangt, wenigstens so sicher anzunehmen, daß sie nur im Einverständnis mit den Sabäern, den Herren des Landes, von dort Gold und andere Kostbarkeiten holen konnten. Die Seefahrer des frühesten Altertums konnten bei ihren geringen nautischen Kenntnissen die offene See nicht halten; sie mußten vielmehr Küstenfahrer bleiben. So wandten sie sich nach Umschiffung des Kap Guardafui der Somalküste entlang nach Süden. Die nächsten Gebiete hatten in ihrer Wasserarmut und ihrem Wüstencharakter nichts verlockendes. So mußten sie sich immer weiter nach Süden wenden. Bald fanden sie zahlreiche

flüsse, die zwar auf ein fruchtbares Hinterland schließen ließen, aber auch gleichzeitig durch zahlreiche Katastrophen ein tieferes Eindringen der Schiffe unmöglich machten, und die Seefahrer segelten weiter nach Süden. Wandmal werden sie entmutigt wieder umgekehrt sein, und es können viele Jahrzehnte, vielleicht sogar Jahrhunderte verflossen sein, bis sie die südlichsten Gebiete erreichten. Zweifellos haben sie bei diesen Fahrten die Inseln Pemba, Sansibar und Mafia entdeckt. Ferner ist als sicher anzunehmen, daß sie vom Kap Delgado unter Benutzung der Komorenbrücke Madagaskar erreichten; denn nach alten Nachrichten, wie wir sie zum Beispiel dem Periblus maris Erythraides Ptolemäus entnehmen, kamen die Ophirfahrer auch nach einer

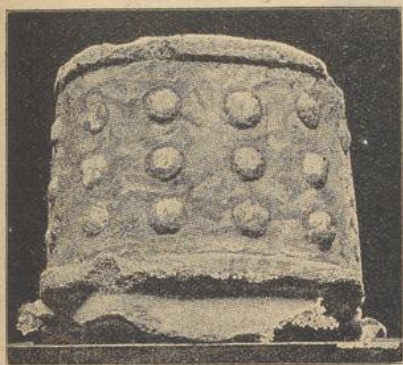


Abb. 6. Zylinder mit gebuckelten Rosetten aus dem phönizischen Tempel zu Paphos (Cypern).

an Ort und Stelle Nachforschungen anstellte. Er brauchte nicht lange zu suchen. In den beiden Ufern des Sambesi in den Landschaften Inhanga und Manica fand er ein gewaltiges, weit ausgebreitetes Goldfeld mit zahllosen Resten uralter Minen. Er entdeckte dort Ruinen von Städten, die darauf schließen ließen, daß sich ihre Erbauer für lange Zeit, vielleicht dauernd dort aufhalten wollten. Und alle diese Reste einer verschwundenen Kultur tragen in vollster Klarheit den arabisch-semitischen Typus. Der Hauptort dieses sabäischen Kolonialreiches ist wohl die Ruinenstadt Simbabwe, südlich von dem heutigen Salisbury gewesen. Solche Steinbauten, wie sie diese und andere Ruinenfelder zeigen, kommen bei keinem afrikanischen Negervolke vor. Sie gleichen auch in ihren Trümmern ganz denjenigen in den Heimatländern der Kolonisatoren. Auch die Fundobjekte, die sich auf den religiösen Kultus beziehen, zeigen den semitischen Typus. Man verehrte Baal und Aschera, ferner Sonne, Mond und Sterne. Die wenigen Inschriften weisen altarabische Schriftzeichen auf. Der britische Gelehrte Randall Mac Iver behauptete allerdings, die Ruinen von Simbabwe seien neueren Ursprungs und rührten von Negern her; allein diese Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen und ist auch außer anderen von dem Historiker des Kaplandes Dr. G. M. Theal leicht widerlegt worden. Durch einen glücklichen Fund sind wir auch in der Lage, die Zeit der Blüte des Ophirlandes zu bestimmen. Ein in dem großen Tempel von Simbabwe vorgefundener Tierkreisstein zeigt die Sonne im Jahresanfang im Sternbild des Stieres. Aus den

an Ort und Stelle Nachforschungen anstellte. Er brauchte nicht lange zu suchen. In den beiden Ufern des Sambesi in den Landschaften Inhanga und Manica fand er ein gewaltiges, weit ausgebreitetes Goldfeld mit zahllosen Resten uralter Minen. Er entdeckte dort Ruinen von Städten, die darauf schließen ließen, daß sich ihre Erbauer für lange Zeit, vielleicht dauernd dort aufhalten wollten. Und alle diese Reste einer verschwundenen Kultur tragen in vollster Klarheit den arabisch-semitischen Typus. Der Hauptort dieses sabäischen Kolonialreiches ist wohl die Ruinenstadt Simbabwe, südlich von dem heutigen Salisbury gewesen. Solche Steinbauten, wie sie diese und andere Ruinenfelder zeigen, kommen bei keinem afrikanischen Negervolke vor. Sie gleichen auch in ihren Trümmern ganz denjenigen in den Heimatländern der Kolonisatoren. Auch die Fundobjekte, die sich auf den religiösen Kultus beziehen, zeigen den semitischen Typus. Man verehrte Baal und Aschera, ferner Sonne, Mond und Sterne. Die wenigen Inschriften weisen altarabische Schriftzeichen auf. Der britische Gelehrte Randall Mac Iver behauptete allerdings, die Ruinen von Simbabwe seien neueren Ursprungs und rührten von Negern her; allein diese Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen und ist auch außer anderen von dem Historiker des Kaplandes Dr. G. M. Theal leicht widerlegt worden. Durch einen glücklichen Fund sind wir auch in der Lage, die Zeit der Blüte des Ophirlandes zu bestimmen. Ein in dem großen Tempel von Simbabwe vorgefundener Tierkreisstein zeigt die Sonne im Jahresanfang im Sternbild des Stieres. Aus den



Abb. 7. Seifensteinzylinder mit gebuckelten Rosetten aus der Umgebung von Simbabwe.

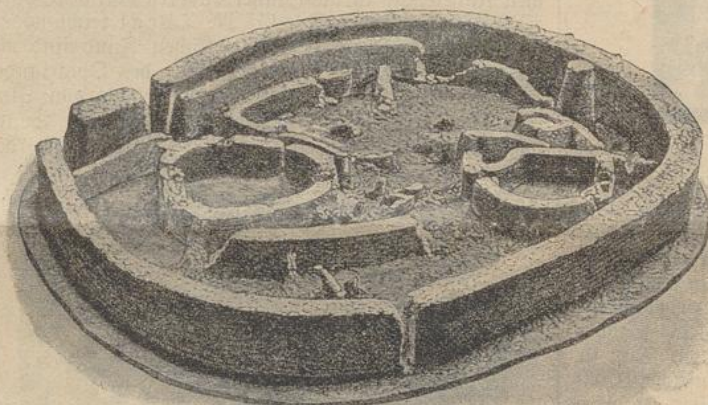
astronomischen Tafeln ersehen wir, daß obiges Ereignis im Jahre 1100 v. Chr. eintrat. Also bestanden damals schon die phönizischen Kolonien am Sambesi. Man dürfte vielleicht nicht fehlgehen, wenn man jenen Stein mit der Gründung des Tempels in Verbindung bringt. Dieser war aber, nach den Ruinen zu urteilen, ein großer Monumentalbau. Daraus läßt sich wieder folgern, daß die Phöniker schon lange vor seiner Gründung dort ansässig waren; denn in der ersten Zeit ihres Dortseins, und als sie noch wenig zahlreich waren, werden sie an so gewaltige Bauten nicht gedacht haben. Sicher darf man annehmen, daß sie lange vor der Regierungszeit Davids und Salomos dort heimisch waren. Die Kolonisten müssen auch das Land als ihr zweites Vaterland angesehen haben. Hätten sie in dem Goldlande nur vorübergehenden Aufenthalt genommen, so würden sie sicher nicht so bedeutende Summen für

Tempelbauten in der Fremde aufgebraucht haben, sondern sie würden solche Prachtbauten in der alten Heimat errichtet oder wenigstens die zu spendenden Schätze den Tempeln des Vaterlandes überwiesen haben. Wir müssen also annehmen, daß die Bewohner von Ophir

außer den Sambesigebieten kann mit Ophir identisch sein. Diese selbst boten den alten Seefahrern alle die Ophirische aufgezählten Dinge. Ausgedehnte antike Minen bekunden, daß hier in altersgrauer Zeit ein reger Bergwerksbetrieb bestand, und endlich deuten zahlreiche Städte- u. Tempelruinen unzweifelhaft phönizisch-semitischen Ursprungs auf eine reiche kolonialisatorische Tätigkeit der in Frage kommenden Völker in jenen Gegenden. Also lag das Ophir des Altertums auf den goldreichen Terrassen des Küstenhinterlandes zwischen Sati und Sambesi und zu beiden Seiten des letzteren.



Geier aus Speckstein auf Säulen aus Symbabve
(nach Th. Bent).



Symbabve

Modell des Rundbaues (nach Th. Bent). Rechts der große Turm im „Allerheiligsten“, links von ihm die Spitze des kleinen.



Specksteintiegel
zum Schmelzen des Goldes.
(Nach Th. Bent).



Oben: Specksteinform für Goldbarren aus Symbabve
Unten: Zinnbarren der Phönizier aus Falmouth (Cornwall).
(Nach Th. Bent).

dieses als ihre neue Heimat ansahen und ebensowenig an eine dauernde Rückkehr nach Phönizien dachten, wie etwa die Kolonisten von Utika, Karthago und anderen Tochterstädten jenes Landes. Wir kommen zu dem Ergebnis: Kein Küstenland des Indischen Ozeans

bieten zu Fuß durch die den Aufzug des Lordmarschall anstauende Menge zum genannten Bahnhof und übergeben dort ein kleines Paket einem Beauftragten des Bank, der ruhig inmitten anderer Passagiere in einem Abteil zweiter Klasse Platz nahm und auf diese Weise

Wie der „Cullinan“ nach London gebracht wurde.

Bekanntlich haben die Buren dem König Eduard VII. von England den größten bis jetzt gefundenen Diamanten, den „Cullinan“, zum Geschenk gemacht und dieser Diamant wurde ihm an seinem Geburtstag feierlich durch eine Burenrepräsentation überreicht. Es ist nun nicht ohne Interesse, in englischen Zeitungen zu lesen, auf welche Weise der kostbare Stein von Pretoria nach Capetown und von London nach Sandringham geschafft wurde, um etwaige Diebe irrezuführen. In Pretoria wurden offiziell große Vorbereitungen getroffen, um den Stein sicher zu verschicken, und an dem bestimmten Tag gingen vom Regierungsgebäude aus zwei bis zu die Zähne bewaffnete Männer zur Bahn, die in einer festverschlossenen eisernen Kiste den Schatz wegführten. Während auf diese Weise das Interesse der Bevölkerung auf den so eigenartigen Transport gelenkt wurde, gab ein kleiner Beamter auf dem Postamt zu Pretoria ein eingeschriebenes Paket nach London ab, in dem sich der wirkliche Diamant befand, den dort sicher niemand gesucht hätte. Auf ähnliche Weise wurde der Stein von London nach Sandringham, dem Landjägerkönig Eduards, befördert. Vier Detektiven nahmen in einem von Soldaten bewachten Automobil Platz und fuhren in rasender Eile von der Bank von England aus zu der nicht sonderlich weit entfernten Liverpool Street Station. Während naturgemäß jeder glaubte, daß der kostbare Stein von vier Detektiven nach Sandringham gebracht würde, gingen zwei Bankboten zu Fuß durch die den Aufzug des Lordmarschall anstauende Menge zum genannten Bahnhof und übergeben dort ein kleines Paket einem Beauftragten des Bank, der ruhig inmitten anderer Passagiere in einem Abteil zweiter Klasse Platz nahm und auf diese Weise